Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 5. 12. 1937 | Nr. 49

Umkehr in der polnischen Coppernicus-Forschung.

Zu einem neuen Buch des polnischen Gelehrten Wasiutiński.

Von Dr. Kurt Lück-Posen.

In der deutschen Öffentlichkeit war bis vor kurzem die einseitige Meinung verbreitet, daß man sich in Polen bewußt gegenüber den untrüglichen Beweisen für das Deutschtum des großen Astronomen Coppernicus verschlösse. Kein Wunder! In Polen gibt es Coppernicus-Straßen, Coppernicus-Gesellschaften, Coppernicus-Schulen, Coppernicus-Denkmäler, Coppernicus-Dichtungen, Coppernicus-Tonschöpfungen, Coppernicus-Denkmünzen, Coppernicus-Gemälde und eine planmäßige Coppernicus-Auslandswerbung durch fremdsprachig herausgegebene Broschüren, Verschenkung von Coppernicus-Büsten ans Ausland, Gastspielreisen von Schauspielern mit Coppernicus-Stücken usw. In den Broschüren und Werken, die Polens Anteil an der Kultur der Welt behandeln, nimmt unser großer Gelehrter einen hervorragenden Platz ein. (Vergl. J. H. Retinger „Polacy w cywilizacjach świata". Warschau 1937).

Neben dieser Aufmachung der Werbung besaß der deutsche Anspruch auf Coppernicus leider ein allzu schlichtes Gewand. Wir verließen uns darauf, daß die Wahrheit sich in Polen doch einmal durchsetzen würde und verzichteten nahezu ganz auf eine entsprechende Propaganda. Erst die Pariser Weltausstellung veranlaßte die deutsche Kulturpolitik, nach ihrer dort siegreich bestandenen Auseinandersetzung, das Deutschtum des „Neuordners des Himmels" wirksamer als früher zu betonen. Die erste Frucht dieser Einstellung bedeutete Hans Schmauchs Abhandlung „Nikolaus Coppernicus — ein Deutscher" in der neuen, von Joh. Papritz und W. Koppe herausgegebenen Zeitschrift „Jomsburg — Völker und Staaten im Osten und Norden Europas" (Jg. I. Heft 2. Juli 1937), sowie die von J. Papritz zusammengestellte „Nachfahrentafel des Lukas Watzenrode" (ebenda S. 192).

Aber auch im polnischen Lager hat es schon immer Männer der Wissenschaft gegeben, die gegen die Coppernicus-Legende eindeutig Stellung nahmen. Als Jan Loś seine kleine Schrift „Das Polentum des Mikołaj Kopernik" (polnisch. Krakau 1923) herausgab, widerlegte der bekannte polnische Gelehrte A. Brückner energisch alle Thesen von Loś in einer (leider totgeschwiegenen) Antwort in der Zeitschrift „Przegląd Warszawski" (Jahrgang III, 1923 S. 121). Brückner behauptete, daß auf Grund des vorhandenen Materials zu schließen sei, Coppernicus habe die polnische Sprache kaum, die deutsche jedoch ausgezeichnet beherrscht. Thorn hätte damals nicht anders ausgesehen als alle größeren Städte Polens, in denen in der Hauptsache Deutsche wohnten. Es heißt dort wörtlich:

> **Coppernicus kannte kein anderes Vaterland und kein anderes Volkstum als das preußische, und damit sollten wir es endlich genug sein lassen und nicht unsere eigenen Wünsche und Phantasien in die vergangenen Jahrhunderte zurückversetzen".**

Diese Ansicht Brückners hat im Jahre 1931 die beste moderne polnische Literaturgeschichte von Gabrjel Korbut „Literatura Polska od początków do wojny światowej" („Die polnische Literatur von ihren Anfängen bis zum Weltkrieg") vorbehaltlos übernommen (Bd. I, S. 150 u. Bd. IV, S. 368). Daneben gab es mancherlei Kompromißversuche. So schrieb der polnische Westmarkenverein in seiner Schrift „O wpływie niemieckim na kulturę polską" („Vom deutschen Einfluß auf die polnische Kultur") 1935. S. 5) von „Mikołaj Kopernik, z niemieckiej, ale wiernej Polsce rodziny pochodzien" (Nicolaus Coppernicus, aus einer deutschen, aber Polen treuen Familie stammend). Also: ein deutscher Volksangehöriger, aber daneben ein guter Staatsbürger Polens! Der polnische Historiker Korzon stellte sich auf den Standpunkt, das Volkstum des Astronomen ließe sich überhaupt nicht einwandfrei feststellen.

Das traurige Verdienst, die polnische Propaganda in dieser Streitfrage auf den Stand der Märchenerzählung gebracht zu haben, gebührt dem (in allen anderen Dingen von uns durchaus geschätzten L. A. Birkenmajer. Was er u. a. in der Zeitschrift „Organon. International Review" (Warsaw 1936. Mianowski Institute. S. 112, Aufsatz „Copernic") den westeuropäischen Lesern auftischte. hatte mit Wissenschaft nichts mehr gemein. Er sprach Coppernicus das Deutschtum einfach deswegen ab, weil... in Thorn seine Wiege stand und er in Krakau studiert hatte.

Im vorigen Jahr gab es eine große Überraschung. Da erklärte plötzlich der polnische Gelehrte **Jeremi Wasiutiński** in der Zeitschrift „Prosto z Mostu" (Nr. 37 (91) vom 23. 8. 1936) in einem langen Beitrag „Der Streit um die Volkszugehörigkeit des Coppernicus" mit männlicher Offenheit u. a. folgendes:

> „Man darf nicht behaupten, Coppernicus sei ein gebürtiger Pole gewesen; jedoch noch viel weniger darf man diese Behauptung im Ausland „propagieren", wo entgegengesetzt lautende Dokumente bekannt sind, z. B. in den deutschen Quellensammlungen. (N. B.: Viele von diesen Dokumenten wurden von keinem polnischen Verlag veröffentlicht). Eine solche Propaganda würde der polnischen Kultur durchaus kein gutes Zeugnis ausstellen". —
>
> „Wer war also Coppernicus? Ein preußischer Patriot, ein loyaler polnischer Staatsbürger, der Herkunft nach ein deutschsprechender Thorner Bürger."

Diese Ausführungen des polnischen Gelehrten fanden in der polnischen, deutschen und in der tschechischen Presse einen lebhaften Widerhall. Zwar ist die letzte Formulierung Wasiutińskis immer noch ein Kompromiß, aber hier hatte ein polnischer Gelehrter doch endlich einmal unumwunden erklärt, Coppernicus sei „der Herkunft nach ein deutschsprechender Thorner Bürger". Es entspann sich ein Streit in der polnischen Presse. Eine zweite polnische kulturpolitische Zeitschrift, die „Wiadomości Literackie" (Nr. 40 vom 20. 9. 1936), stellte sich in einem Aufsatz „War Coppernicus ein Pole?" offen auf die Seite Wasiutińskis, desgleichen Ksawery Pruszyński im „Czas" (Nr. 234 vom 26. 8. 1936), der Wasiutińskis Ausführungen „einen wirklich guten, tiefgehenden Artikel voll kluger Bemerkungen und weitgehender, mutiger Schlußfolgerungen nannte".

Als bemerkenswerte Tatsache kann gelten, daß während des polnischen Pressekrieges gegen die deutsche Coppernicus-Ausstellung in Paris (1937) kein einziger polnischer Gelehrter die Feder in die Hand nahm, sondern die Angriffe von den politischen Schriftleitern der Zeitungen oder von Dichtern bestritten wurden. Es ist nicht übertrieben, wenn man ihre leidenschaftlichen Ergüsse nicht nur als Geschwätz, sondern geradezu als geschichtliches Analphabetentum abtut und gewisse Formulierungen in den Coppernicus-Dramen Nowaczyńskis und Morstins allenfalls mit dem Privileg der dichterischen Freiheit entschuldigt. —

Ein Beispiel: Der Krakauer „Ilustrowany Kurjer Codzienny" (vom 18. 8. 1937, S. 7) stellte stolz fest, der 1936 in Thorn herausgegebene Quellenband „Liber scabinorum veteris civitatis Thorunensis 1363—1428" beweise, „daß Coppernicus ein Pole war". Der Astronom erblickte aber bekanntlich erst 45 Jahre nach 1428 das Licht der Welt, und in dem genannten Werk gehen weder der Quellenstoff noch die Anmerkungen des Herausgebers über das Jahr 1428 hinaus (!). Von derartigen Naivitäten strotzte aber der gesamte Papierkrieg des letzten Jahres, den der „JKC" gegen die deutsche Wissenschaft führte.

Nun liegt ein neues umfangreiches, streng wissenschaftliches Werk von Jeremi Wasiutiński, „Kopernik. Twórca nowego nieba" („Coppernicus. Der Schöpfer des neuen Himmels"). Warschau 1938. — 665 S. (Verlag J. Przeworski), vor uns. Aus der Lebensbeschreibung des Astronomen geht einwandfrei hervor, daß der Verfasser ihn und seine Familie als Deutsche ansieht, desgleichen seinen Onkel Lucas Watzenrode (S. 629). Wiederholt betont er: die Muttersprache des Coppernicus, der seinen Namen „deutsch aussprach" (S. 142), sei die deutsche gewesen (S. 89, 615/6). Seinen Bruder Andreas stellt er als einen grimmigen Gegner der Polen dar (S. 236). In Bologna gab es damals „überhaupt keine Polen" in der deutschen Landsmannschaft, in die Lucas Watzenrode und dann Nicolaus und Andreas Coppernicus eintraten (S. 19). Die so oft geltend gemachte Zugehörigkeit des Astronomen zur polnischen Landsmannschaft in Padua kennzeichnet Wasiutiński als eine unbewiesene Legende (S. 130). Wasiutiński weist „den aufmerksamen Leser" darauf hin, daß sich in seinem Werke noch mehr Beweise für die Thesen befänden, die er schon in der Abhandlung „Der Streit um die Volkszugehörigkeit des Coppernicus („Prosto z Mostu". 1936. Nr. 37) verfochten habe (S. 616). Er bejaht auch die Angaben der deutschen Forschung, daß Coppernicus in den Humanistenkreisen seiner Zeit einfach „Nicolaus der Deutsche" genannt wurde. (Dazu sei noch ergänzt, daß damals Giordano Bruno Deutschland als das Vaterland des Coppernicus feierte!!). Im Gegensatz zu den früheren polnischen Darstellungen führt Wasiutiński alle Namen der Bürgerschaft, der Coppernicus der Herkunft nach angehörte, im deutschen Wortlaut der Quellen an. Coppernicus benutzte zu seinen Notizen und im täglichen Leben die deutsche Sprache (S. 139). Die Behauptung, er sei ein Pole gewesen, fehlt ganz. Wasiutiński betont nur, daß „sowohl Deutschland als auch Polen" ein Recht haben, auf den großen Gelehrten stolz zu sein.

Wir betrachten es einstweilen lediglich als unsere Aufgabe, das Erscheinen des Werkes von Wasiutiński im Anschluß an die letzten Auseinandersetzungen anzuzeigen, ohne zunächst kritisch zu verschiedenen Einzelheiten Stellung zu nehmen.

Als Stütze für die Tatsache, daß Coppernicus ein Deutscher war, braucht es von der deutschen Wissenschaft nicht erst begrüßt zu werden, da die Kette der Beweise dafür seit langem lückenlos vorhanden war.

Wasiutińskis Arbeit muß aber schon jetzt als die beste Coppernicus-Biographie und als ein Werk von europäischem Format anerkannt werden, auf das die polnische Wissenschaft stolz sein kann. Im Zusammenhang mit dem letztjährigen Pressestreit erscheint es als ein Sieg der Vernunft über die Leidenschaft. Die Anschaffung dieses Buches legen wir allen wissenschaftlichen deutschen Instituten nahe, seine Lektüre aber vor allem denjenigen polnischen Zeitungsschreibern, die uns in den letzten Jahren immer wieder den Anspruch auf den großen Mann zu Unrecht als Vermessenheit oder sogar als Diebstahl ankreideten.

Über das einschlägige polnische Schrifttum der letzten hundert Jahre kann man abschließend urteilen:

In der Coppernicus-Geschichte war viel Dichtung und in der Coppernicus-Dichtung wenig Geschichte.

Möge sich daher Wasiutińskis Werk als ein Pfeiler der Wahrheit erweisen! Die Entscheidung über die Volkszugehörigkeit des Denkers ist heute keine Frage der Geschichtsforschung mehr, sondern die Anerkennung seines deutschen Volkstums ist nur noch eine Frage nationaler Würde und nationalen Anstandes. (DPD.)

> Ich kenne kein anderes Fest, das mir lieber wäre als der Advent. Ich kämpfe im Dunkeln und schlage an die Tore der Erfüllung. Ich sehe das Ziel, kann es aber als Mensch nicht erreichen. Darum bestimme ich, daß meine Krieger den Advent als das menschlichste Fest der Christenheit feiern sollen. Denn es zeigt auch die Ankunft des Königs, gegen den wir anderen Könige nur Troßknechte sind".
>
> Aus einem Heeresbefehl Karls XII. von Schweden.

Wo blieben die „Sieben Weltwunder"?

Der Stolz des Altertums waren die sprichwörtlichen „Sieben Weltwunder". Was ist aus ihnen geworden?

Die Cheopspyramide, das einzig erhaltene der damaligen Weltwunder, würde auch heute noch den gleichen Rang einnehmen. Schon im klassischen Zeitalter war sie Jahrtausende alt. Heute hat sie ihre Spitze verloren, ihre Decke aus poliertem Granit ist verschwunden, Tausende von Kubikmetern ihrer Gesteinsmassen wurden abgetragen; aber der gewaltige Eindruck bleibt und zieht jahraus, jahrein zahllose Betrachter an.

Die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon sind bis auf den letzten Stein vernichtet.

Der Tempel der Diana von Ephesus hinterließ nach dreimaliger Zerstörung nur noch Ruinen, die aber immer noch einen Abglanz seiner ehemaligen Pracht geben. Der erste Vernichter war jener Herostrat, der den Tempel in Brand setzte, um seinen eigenen Namen auf die Nachwelt zu bringen — was ihm allerdings auch gelang.

Der Zeus von Olympia, das Wunderwerk des Bildhauers Phidias, ist uns nur in Abbildungen auf zeitgenössischen Münzen erhalten geblieben. Kein Wunder, denn das 17 Meter hohe Standbild war mit äußerst kostbarem Material ausgeführt, es war vollständig mit Gold und Elfenbein belegt.

Das **Grabmal des Königs Mausolus** — nach ihm nennt man Grabmäler Mausoleen — stand noch im 12. Jahrhundert wohlerhalten zu Halikarnassos, dann aber benutzte man es als Steinbruch, verwendete seine Quadern und Säulen zum Bau von Klöstern und Ordensgebäuden, und heute stehen die letzten Reliefs und Figuren im Britischen Museum.

Der Koloß von Rhodos ist nicht einmal auf Abbildungen erhalten, und die Gelehrten streiten sich darum, wie er aussah, wie er aufgestellt wurde, welchem Zweck er diente usw. Dieses Weltwunder war das kurzlebigste von allen, denn schon 56 Jahre nach seiner Aufstellung stürzte es bei einem Erdbeben ins Meer und blieb runde 1000 Jahre liegen wie es gefallen war. Nach der Eroberung von Rhodos durch die Araber aber wurden die aus dem Meer geholten Bronzestücke an einen Händler verkauft, und es heißt, daß dieser sie auf 900 Kamele geladen und fortgeschafft habe.

Der Leuchtturm von Pharos ist ebenfalls völlig verschwunden, und nur nach Beschreibungen können wir uns sein Bild vorstellen. Er war 160 Meter hoch, ganz aus Marmor gebaut, und auf seiner obersten Plattform brannte nachts ein gewaltiges, offenes Feuer, das den nach Alexandria steuernden Schiffen über 50 Kilometer weit leuchtete. („Bremer Zeitung".)

Funklotsen zwischen den Kontinenten.

„Friesenland", „Schwabenland" und „Westfalen" als Helfer der Nordatlantik-Flugzeuge.

Soeben gelang es Flugzeugen der deutschen Lufthansa zum 20. Mal, den Nordatlantik auf Grund funktelegraphischer Navigation zu überqueren.

Die Begeisterung und Bewunderung für die reibungslos durchgeführten Transatlantikflüge der „Nordmeer" und „Nordwind" drückt sich in unzähligen Zeitungsartikeln diesseits und jenseits des Ozeans aus. Die Versuche zu einem regelmäßigen Flugdienst, der auf den Erfahrungen des Südatlantik-Postfluges fußt, zeigen, daß deutsche Organisation und deutscher Fortschrittwille ihre Erfolge finden.

Der wichtigste Helfer der Piloten zwischen Himmel und Meer, zwischen der „alten" und der „neuen" Welt, ist der Funk mit seinen Peilstationen zu beiden Seiten des großen Wassers. Doch wenn sich der Bordfunker des Flugzeuges lediglich auf die Mitteilungen der kontinentalen Stationen stützen wollte, wenn er keine Unterstützung von den Schiffen auf hoher See bekäme, wäre die Aufgabe einer genauen Navigation wesentlich erschwert. Doch ist es selbstverständlich, daß der Funker an Bord eines großen Schiffes in erster Linie mit seiner eigenen Arbeit im Interesse eines Dampfers und seiner Passagiere beschäftigt ist und nur gelegentlich den Kameraden in der Luft zur Seite stehen kann. Die drei schwimmenden Flugstützpunkte „Westfalen", Schwabenland" und der erst kürzlich in Dienst gestellte Stützpunkt „Friesenland" versorgen die Nordatlantik-Flieger ständig mit Wetternachrichten, mit Standortpeilungen — soweit dazu der stationäre Funker in der Lage ist — oder mit anderweitigen Vermittlungen. Es ist dabei nur natürlich, daß die Funkausrüstung der drei Schiffe aufs beste durchkonstruiert und allen Anforderungen gewachsen ist. Besonders gilt das für die „Friesenland", die von vornherein als Flugstützpunkt gebaut wurde, während die beiden anderen Schiffe ursprünglich Frachtdampfer waren und erst später als Stützpunkt eingesetzt wurden.

Die Sendeanlage der „Friesenland" umfaßt einen Langwellensender von drei Kilowatt für die Wellenlängen von 600 bis 3000 Metern, einen Kurzwellensender von 600 Watt für die Wellenlängen von 50 bis 90 Metern, einen zweiten Kurzwellensender von 150 Watt für den gleichen Wellenbereich und einen Notsender, der bei Ausfall der Betriebsanlage im Falle eines Unglücks aus unabhängigen Akkumulatorenbatterien gespeist werden kann. Mit Hilfe dieser Sendeanlage ist die „Friesenland" in der Lage, dauernd und auf den verschiedensten Wellenbändern die im Flug befindlichen Flugzeuge oder benachbarten Stationen ebenso wie ferne Empfangsstationen zu erreichen. Ein übersichtlicher Einbau der verschiedenen Sender mit einer gemeinsamen großen Bedienungsfront erleichtert das Arbeiten mit ihnen, so daß die Stimme der „Friesenland" ohne Schwierigkeiten ertönen und vernommen werden kann.

Ebenso wie die Stimme ist auch das Ohr des Flugsicherungs-Schiffes außerordentlich feinfühlig ausgebildet. Die Empfangsstation ist ausgerüstet mit zwei Allwellenempfängern für 15 bis 20 000 Meter, zwei Kurzwellenempfängern für 15 bis 200 Meter, einem speziellen Kurzwellentelephonieempfänger für 15 bis 100 Meter und einem Sechskreisempfänger für die Wellenbereiche von 100 bis 200 Meter und von 400 bis 4000 Meter. Schon die Zahl dieser Geräte zeigt die Wichtigkeit der Funkeinrichtung an Bord der „Friesenland". Dabei ist während des Einbaues bereits für die bequemste und schnellste Bedienungsmöglichkeit der Geräte Sorge getragen worden. Jeder der Funkbeamten hat an seinem Tisch über der versenkbaren Schreibmaschine die Möglichkeit, jeden dieser Empfänger von seinem Platz aus einzustellen und den Empfang der Nachrichten oder Sendungen entgegen zu nehmen. Durch diesen zweckentsprechenden und übersichtlichen Aufbau der gesamten Sende- und Empfangsanlage ist sicherstes Arbeiten der Funkeinrichtung auf der „Friesenland" gewährleistet.

Mit dem Peiler, den Empfangs- und Sendeapparaturen dient die drahtlose Welle der „Friesenland" den Flugbooten als zuverlässiger und stets bereiter Lotse über den Ozean, so daß sie ihren gefahrvollen Weg von einem schwimmenden Heimathafen zum anderen oder zur Küste ungefährdet zurücklegen können. Wenn wir also in diesen Tagen von den störungsfreien oder ohne unliebsame Unterbrechung durchgeführten 20 Nordatlantikflügen hörten, so ist das nicht zuletzt auch der ausgezeichneten und sorgfältig ausgewählten Funkeinrichtung an Bord der Flugsicherungsschiffe zu danken. Die „Friesenland" als jüngstes Glied in der Reihe dieser schwimmenden Heimathäfen erfüllt ihre Aufgabe ebenso gut wie sie ihre beiden Schwesterschiffe schon Jahre hindurch erfüllt haben. Sie ist gegenwärtig bei Horta auf den Azoren eingesetzt, wird aber demnächst die „Schwabenland" in Newyork ablösen und in Port Washington, dem Wasserflughafen Newyorks, das Ziel der Nordatlantikflüge jenseits des Ozeans sein. Ihre Funkeinrichtung ist neben den Reparaturwerkstätten und Betriebsstofflagern, die sie auf hoher See beherbergen, ein wichtiger und unersetzlicher Lebensnerv des Transatlantik-Flugdienstes.

Fallschirmabsprung nach dem Montezuma-Schatz.

Amerikaner dringt „von oben" in den Urwald ein.

Ein tolles Fallschirmabenteuer im Urwald erlebte der amerikanische Flieger Kapitän Long.

Zentralamerika besitzt immer noch weite unerforschte Gebiete, von denen sagenhafte Berichte in Umlauf sind. Forschungsreisende aus allen Ländern der Welt suchen dort goldgefüllte Tempel, Reste von Städten und Schätze aller Art. Man bedient sich hauptsächlich des Flugzeugs. Wie kann man aber aus der Luft richtige Forschungsarbeiten durchführen? Nun, wo das Flugzeug versagt, da muß der Fallschirm helfen. Dieses neueste Forschungsmittel ist eingeführt worden von dem amerikanischen Flieger Kapitän Bill Long.

Vor einigen Jahren gehörte Long einer Expedition an, die nach dem berühmten Montezuma-Schatz forschte, der unter der Gewaltherrschaft der spanischen Eroberer vergraben worden sein soll. Die Expedition wurde von Indianern überfallen, und nur dem Kapitän Long und einem Mr. Hargrave gelang es, zu entfliehen. Das Schicksal ihrer Kameraden ist unbekannt. Long überlegte sich, ob er nicht mit dem Fallschirm allein abspringen könnte, um sozusagen eine Forschung auf eigene Faust durchzuführen.

Vor kurzem startete Long zu dieser verwegenen Forschungsreise. Ein befreundeter Flieger nahm ihn in seinem Flugzeug mit. Long hatte zwei Fallschirme, einen einfachen für Lebensmittel und verschiedene Werkzeuge, sowie einen sogenannten Irving-Schirm für sich selbst. Den ersten Schirm warf Long ab und sprang dann nach. Im Norden von der Stelle des Absprungs lag Mexiko-City. Ostwärts lag, einige Flugstunden entfernt Ignala, das Bill zu Fuß zu erreichen hoffte. Bill landete glücklich. Leider verfing sich der Fallschirm mit den Werkzeugen und den Lebensmitteln im Wipfel eines unerreichbar hohen Baumes. Das Flugzeug verschwand am Himmel, und so befand sich Bill Long allein, ohne Lebensmittel und ohne Werkzeug mitten im Urwald, der von Indianern bevölkert war.

Dem kühnen Forscher blieb jetzt nichts anderes übrig, als sich durch den Urwald durchzuschlagen. Die Stellen, die er auf Grund seiner früheren Flüge zu erreichen hoffte, fand Long nicht. Er suchte den Weg zu einem — von oben gesichteten Tempel, kam aber immer tiefer ins Dickicht. Mit einem Revolver, den er glücklicherweise bei sich hatte, und mit einem Messer arbeitete er sich mühsam durch. Am zweiten Tag erreichte er einen Berg, dann nahm er den Weg nach Osten. Wissenschaftliche Entdeckungen machte er nicht, dafür erreichte aber der kühne Fallschirmspringer das Städtchen Ignala. Kurz vor der Stadt stieß Bill Long auf einen Trupp Indianer, die zuerst eine feindselige Haltung annahmen, ihn jedoch nach einer Unterhaltung zur Stadt geleiteten.

Trotz seines Mißgeschicks ist Kapitän Long fest entschlossen, im nächsten Jahr seinen kühnen Versuch zu wiederholen. Er hofft dann mehr Glück zu haben.

Verschneiter Weg.

Es ist ein Schnee gefallen
Und ist es doch nicht Zeit,
Man wirft mich mit den Bällen,
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schließ mich in deine Arme,
So fährt der Winter hin.

(Fliegendes Blatt um 1570.)

Auf dem Katheder eine Chrysantheme.

Eine Stunde in der Berliner Japanischen Schule.

Die sehr ausgeprägte eigene Kultur des japanischen Volkes, die sich besonders charakteristisch in der japanischen Schrift mit ihren 50 Buchstaben und ihren 50 000 Bildlettern zeigt, läßt es für die in der Reichshauptstadt lebenden Japaner wünschenswert erscheinen, ihre Kinder in eine eigene Schule zu schicken. So erhalten also 22 japanische Jungen und Mädchen, Kinder von Botschaftsmitgliedern und Berliner Vertretern japanischer Firmen, in einer Erdgeschoßwohnung des Bayerischen Viertels unter Mitwirkung von fünf Lehrkräften heimischen Schulunterricht.

Die „Leipziger Neueste Nachrichten" erhalten über das Leben und Treiben in dieser kleinen Auslandschule einen Bericht von Lotte Zielesch, der unsere Leser im Zusammenhang mit dem in der letzten Folge von „Jugend und Volk" veröffentlichten Aufsatz über das japanische Erziehungswesen interessieren dürfte.

Die Schriftleitung.

Die Flurtür ist angelehnt. Drinnen balgen sich ein paar reizende sechsjährige Stupsnasen mit schwarzem, seidigem Haar unter lebhaftem Meinungsaustausch in ihrer Muttersprache. „Wo ist euer Lehrer?" frage ich versuchsweise. Ein Dreikäsehoch beherrscht die Lage, weist mit dem Zeigefinger auf eine Tür und sagt bündig: „Da!" Dann geht die Balgerei weiter.

Der amtierende Lehrer, Herr Tarui, verabschiedet sich gerade von einer eleganten jungen japanischen Mutter im Breitschwanzmantel und schicken Hütchen, um das sich im Nacken eine „Olympia-Rolle" schlängelt.

Er erzählt mir, daß die japanische Schule früher im Botschaftsgebäude untergebracht war, bis die Räumlichkeiten nicht mehr genügten. Der Lehrplan umfaßt sechs Jahre Volksschule, auf der sich Mittel- und Oberschule aufbauen. Zu den Pflichtfächern der höheren Klassen gehört Englisch. Daneben stehen in der Oberstufe als fremdsprachliche Wahlfächer Deutsch und Französisch. Außerdem wird von der Mittelschule an Altchinesisch gelehrt, das die gleiche Stellung einnimmt wie in unserem humanistischen Gymnasium Latein oder Griechisch.

Ein typisch fernöstliches Lehrfach ist Schönschrift, eine zu hoher Kunst entwickelte Fertigkeit, die mit dem Pinsel geübt wird und zeichnerische Begabung erfordert. Aber auch schon das Aufsatzschreiben erheischt bestimmte Voraussetzungen in dieser Hinsicht, einmal die Beherrschung einer für europäische Begriffe verwirrend großen Zahl von Schriftzeichen, dann aber auch Verständnis für ihre gefällige Verteilung auf der Schreibfläche.

Zu den 50 Buchstaben des japanischen Alphabets kommen die aus dem Chinesischen übernommenen Bildzeichen. Der Volksschulgebildete kennt etwa 1600, der Absolvent höherer Schulen mindestens 3000 Zeichen eines Bestandes von rund 50 000 Bildlettern. Um einfache kleine Aufsätze in der Unterstufe zu schreiben, genüge jedoch die Kenntnis des Alphabets, erläutert mein freundlicher Auskunftgeber und fragt, ob ich Lust habe, dem Naturkunde-Unterricht beizuwohnen.

An kleinen Pulten sitzen acht bis elfjährige, fünf kleine Mädchen in schlichten europäischen Schulkleidchen und ein Junge. Ihre Straßenschuhe haben sie nach japanischer Sitte ausgezogen. Alle tragen Turnschuhe. Bevor der Unterricht beginnt, erheben sie sich vor dem Lehrer und machen mit an die Seiten gepreßten Armen eine tiefe, aus den Hüften kommende Verbeugung, die von ihm genau so tief erwidert wird.

Auf dem Katheder liegt eine weiße Chrysantheme, die uralte Wappenblume des japanischen Kaiserhauses. Sie wird zum Ausgangspunkt eines Vortrags, in dem Herr Tarui von dem seit Jahrhunderten alljährlich in diesen Tagen stattfindenden großen Chrysanthemenfest am Kaiserlich-Japanischen Hof erzählt. Die Klasse folgt mit lebendiger Anteilnahme. Ein offenbar von beiden Seiten als kurzweilig empfundenes Frage- und Antwortspiel hebt an. Der Lehrer lächelt. Die Schüler lächeln. Ich erlebe eine Schulstunde, die sich in den höflichsten Formen abwickelt. Ehe man sich's versieht, ist sie um.

„Wie steht es denn mit der „Tugend" Ihrer Zöglinge, Herr Tarui? Sind sie immer so unerhört artig wie vorhin in Naturkunde?"

Sie sollten sie mal außerhalb der Schule sehen", sagt Herr Tarui mit einem Philosophenlächeln. „Etwa drüben in den Anlagen, wenn sie im Wasser herumpanschen und sich zur geringen Freude ihrer Mütter von oben bis unten naß machen. Dann würden sie mir darin beistimmen, daß alle Kinder gleich und die japanischen „Gören" genau so frisch und frech sind wie die deutschen."

Die Blockflöte.

Entwicklung und Wesen.

Von Hanni Schön.

Die Blockflöte nimmt heute in der Laien- bzw. Volksmusik einen so großen Raum ein, daß es nicht verwunderlich ist, wenn gerade aus Laienkreisen immer wieder die Frage nach ihrem Ursprung, ihrer Entwicklung und ihrem Wesen aufgeworfen wird.

Das Instrument hat seinen Namen von dem im Mundstück befindlichen Holzblock, der den Windkanal bildet. Es wurde früher — wohl nach der Form seines oberen Teiles — auch Schnabelflöte genannt. Für die alte Schnabelflöte werden Darstellungen bereits aus dem 11. und 13. Jahrhundert nachgewiesen. Im 16. Jahrhundert standen 4 Größen dieser Flöte in Gebrauch (je größer das Instrument, desto tiefer der Grundton), anfangs des 17. Jahrhunderts 9 Arten, zu Beginn des 18. Jahrhunderts aber wieder nur mehr 4 Arten, die auch heute hauptsächlich wieder hergestellt werden und das Flötenquartett bilden. Vom kleinsten und tonlich höchsten bis zum größten und tonlich tiefsten Instrument sind dies folgende Blockflöten: Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßflöte.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein war im allgemeinen unter der Bezeichnung flauto (Flöte) stets die Blockflöte gemeint. Erst die Musikausübung gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit der erhöhten Mannigfaltigkeit von Klangeindrücken verlangte eine Flöte, die diesen Anforderungen, sowie den Ansprüchen nach gesteigerter Technik, erweitertem Tonumfang, erhöhter Klangstärke usw. besser gerecht wurde. Man griff zur flauto traversa (Querflöte), die sich aus der frühen primitiven Querpfeife zu einem sehr vollkommenen Instrument entwickelt hatte. Diese verdrängte die Blockflöte völlig, bis sie schließlich in Instrumentensammlungen ruhte.

Wie wurde nun die Blockflöte im Verlauf der musikgeschichtlichen Entwicklung verwendet? Eine ausgesprochene Instrumentalmusik gab es eigentlich im ganzen Mittelalter noch nicht, mit Ausnahme von einzelnen Tanz- und Spielweisen, die durch fahrende Spielleute usw. vermittelt wurden. Die Instrumente dienten vielmehr entweder zur Unterstützung des Gesangs oder es wurden mehrstimmige Gesangssätze von Instrumenten allein ausgeführt. Bei der Wiedergabe mehrstimmiger Gesangssätze durch Instrumente wurde so verfahren, daß die einfachen Wendungen der Singstimme aus dem Stegreif reich verziert wurden, wodurch ein instrumentaler Stil gewissermaßen schon angedeutet wurde. Schließlich entstanden etwa zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus solchen Übertragungen die ersten instrumentalen Grundformen. In diesen Frühformen der Instrumentalmusik bestimmt, herkommend von der mehrstimmigen Gesangsmusik, das Nachahmen und Beantworten eines Themas entscheiden den Charakter und Aufbau. Die Blockflöte wurde damals in Blockflötenchören, -Quartetten oder zusammen mit der Singstimme oder anderen Instrumenten (Fiedeln, Lauten, Gamben usw. gespielt.

Die eigentliche Blütezeit des Blockflötenspiels fällt in das 16. und 17. Jahrhundert, also in die Zeit des Barock. Im 17. Jahrhundert wurde die Blockflöte mit der weiteren starken Entwicklung der Instrumentalmusik zum anspruchsvollen Solo- und Kammermusikinstrument. Im Orchester nahm sie die Stelle der heute gebräuchlichen Querflöte ein.

Wie bereits erwähnt war die Blockflöte gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus der Musikpraxis ausgeschieden. Von zwei Seiten her wurde sie wieder zum Erklingen gebracht. Einerseits zogen Vereinigungen für die werkgetreue Wiedergabe alter Musik sie als Solo- und Kammermusikinstrument wieder herbei. Andererseits regte die nach dem Weltkrieg sich stark entwickelnde Jugendmusikbewegung die Neuanfertigung von Blockflöten an und führte sie als Laieninstrument ein. Heute ist die Blockflöte infolge ihrer Beliebtheit und damit starken Verbreitung — insbesondere bei der Jugend — zum Volksmusikinstrument geworden. Die Beschäftigung mit ihr erfordert eine nach innen gerichtete Haltung. Ruhig, zurückhaltend, sinnvoll in der Artikulation soll das Spiel auf der Blockflöte sein. Es soll auch auf diesem Instrument nicht gepfuscht werden, denn sonst würde es auf eine Stufe herabsinken, die es auf Grund seines Wesens und seiner bedeutsamen Tradition nicht verdient. Der Wirkungskreis dieser schlicht-schönen Flöte ist ein beschränkter. Sie eignet sich nur für die Wiedergabe einer Musik, in der das Leben und Weben der musikalischen Vorgänge allein ausschlaggebend ist und nicht das menschliche Gemüt mit seinen effektvollen Auslassungen und leidenschaftlichen Erregungen. Das richtig betriebene Blockflötenspiel bringt über den Menschen eine tiefe Besinnlichkeit und durch die beim Spielen unwillkürlich einsetzende Atemgymnastik auch eine körperliche Entspannung.

Das heute so gebräuchliche chorische Musizieren mit Blockflöten verlangt vom Spieler eine absolute Einordnung ins Ganze. Tiefe erzieherische Werte stecken insbesondere für unsere Jugend in diesem chorischen Zusammenspiel. (Aufgehen des Ich im Ganzen.) Es ist daher kein Zufall, daß gerade in der Zeit der nationalsozialistischen Erhebung die Blockflöte zum Volksmusikinstrument wurde. Unsentimental, klar und schlicht im Ausdruck ist das Blockflötenspiel, es paßt zu einer ebenso unsentimentalen, gesunden Jugend, wie sie heute heranwachsen soll.

Aber auch besonders den Erwachsenen, die bisher tätiger Musikübung fernblieben, bietet das unter sachgemäßer Anleitung verhältnismäßig rasch und leicht zu erlernende Spiel auf der Blockflöte schöne Musiziermöglichkeiten.

Vielerorts bestehen Arbeitsgemeinschaften für Hausmusik (aus Berufsmusikern gebildet) und Laien-Sing- und Spielscharen, die das Blockflötenspiel in kammermusikalischer und chorischer Hinsicht, besonders in Verbindung mit Streichinstrumenten und Singstimmen, pflegen.

Die vor einigen Jahren noch verhältnismäßig spärliche Literatur für die Blockflöte hat in der letzten Zeit eine starke Bereicherung erfahren. Neben stilvollen Volksliedbearbeitungen liegt eine Reihe neuer Originalmusiken vor. Greift man dazu auf die ältere Literatur zurück, die z. B. Sonaten, Suiten, Spielstücke usw. von Gg. Ph. Teleman, Georg Fr. Händel, J. Fischer, J. A. Schmikerer u. a. enthält, und macht man sich vor allem die vorerwähnte alte Aufführungspraxis, mehrstimmige Liedsätze instrumental zu spielen, zu eigen, so wird an geeigneter Literatur für das Blockflötenspiel kein Mangel sein.